

# Utopisch oder kybernetisch? Architektur und Kunst in der DDR

Oliver Sukrow  
**Arbeit. Wohnen. Computer.**  
**Zur Utopie in der bildenden**  
**Kunst und Architektur der DDR**  
**in den 1960er Jahren.** Mit einem  
 Vorwort von Lucian Hölscher.  
 Heidelberg, Heidelberg University  
 Publishing 2018. 520 S., zahlr. Abb.  
 ISBN 978-3-947732-10-4. € 44,90.  
 Volltext kostenfrei unter: <https://doi.org/10.17885/heiup.422.613>

die Begriffe „Zukunft“, „Utopie“ und „Kybernetik“ im Sozialismus zusammen.

Der Verfasser holt weit aus und nimmt uns mit auf einen gewundenen Erkenntnispfad, beginnend mit Hermann Bauers konservativ ausgerichteter Habilitationsschrift *Kunst und Utopie. Studien über das Kunst- und Staatsdenken in der Renaissance* (1965), durchquert einige der neueren kulturwissenschaftlichen Spezialgebiete und Echo-kammern und überfliegt die visuellen Künste mit-samt ihren politischen Einbettungen. Dazu referiert er ausführlich die jüngere Forschungsliteratur. Er entdeckt sogar „interessante Parallelen zwischen dem Marxismus des späten 19. Jahrhunderts und der Ausrichtung der SED in den 1960er Jahren.“ (24)

**O**liver Sukrow hat seine Heidelberger Dissertation kurz und knapp *Arbeit. Wohnen. Computer* genannt – aber er schreibt nicht über diese Sachverhalte selbst, sondern über ihren Abdruck in den visuellen Künsten. Der Untertitel präzisiert, dass es um *Utopie in der bildenden Kunst und Architektur der DDR in den 1960er Jahren* geht. Sukrow untersucht drei Beispiele: monumentale Wandbilder von Joseph Renau, das Wohn- und Stadtprojekt „Großhügelhaus“ von Josef Kaiser und die „Akademie für marxistisch-leninistische Organisationswissenschaften“ (AMLO; Abb. 1). Diese Themen bindet er durch

## ALS MAN SICH NOCH AUF DIE ZUKUNFT FREUTE

Aus jüngeren Texten zur Utopie- und zur Zukunftsforschung – er bezieht sich vor allem auf Lucian Hölscher – versucht Sukrow das schwierige

Abb. 1 Innovationspark Wulheide, ehem. Gebäude der AMLO (1969–72), nach 1990 (<https://innovationspark.berlin/wir-ueber-uns/standort/>)





Abb. 2 Josep Renau, Der zukünftige Arbeiter im Sozialismus, Boceto Nr. 3, 24.6.–4.8.1969. Entwurf für die Eingangshalle der AMLO. Tempera auf Papier und Holz, 88 x 65 cm. Institut Valencià d'Art Modern, Generalitat/Depósito Fundación Renau, Valencia (Sukrow 2018, S. 144, Abb. 20)

von Entwurf und Utopie auf.

Sukrow kann so den möglichen Kenntnisstand in der DDR abbilden; spätere Literatur zu Utopien, die z. B. auch religiöse Begründungen deutlich werden ließe, führt er nicht an. Auch befasst er sich nicht mit dem, was in der DDR abseits der Parteilinie über Zukunft und Utopie gedacht wurde. Dissidenten von Robert Havemann bis Rudolf Bahro werden übergangen, selbst Lothar Kühne bleibt ausgeblendet. Das engt den Begriff doch sehr ein. Am Ende kommt Sukrow zu dem Ergebnis,

Verhältnis orthodoxer marxistischer Theorie zu (sozialistischen) Utopien zu ermitteln; was aber hindert ihn, direkt in den Quellen, z. B. den einschlägigen zwei Seiten im Kommunistischen Manifest, nachzulesen? Aus der DDR werden ein Aufsatz von Gerhard Strauß von 1962 und der Eintrag im linientreuen *Lexikon der Kunst* angeführt: Sie setzen in unterschiedlicher Rigorosität die Wissenschaftlichkeit im Sozialismus gegen „utopistische“ Spekulationen. Weniger streng war Bruno Flierls architekturtheoretische Reflexion: Wo die gesicherte Prognose nicht gegeben sei, könnten „ausgedachte“ Bilder eine Brückenfunktion übernehmen – gerade auch Architekturzeichnungen. Das wirft die Frage nach dem Verhältnis

das eine abschließende Definition von „Utopie“ kaum möglich und auch eine Frage des jeweiligen Zeitpunkts ist. Von Donna Goodman übernimmt er deshalb als Minimaldefinition, dass Utopien „Gegenentwürfe“ zu Teilen des Systems seien, es aber nicht grundlegend in Frage stellten. Indes konnte die DDR auf die ungeliebte Utopie nicht völlig verzichten, da Bilder einer sozialistischen Zukunft zur Legitimation unentbehrlich waren (*Wir wissen, was morgen geschieht* hieß eine Broschüre der Auslandspropaganda). Sukrow betont die Bindung an Zukunftsvorstellungen, die besonders in den 1960er Jahren mit ihrem „beschleunigten Zeitempfinden“ Konjunktur hatten – systemübergreifend und als Teil der Systemkonkurrenz.





### DAS UTOPISCHE JAHRZEHT DER DDR

Erwartungen an eine geplante Zukunft bestimmen auch das Lebensgefühl, zumindest die Alltagshoffnungen, in der DDR. Nach dem XX. Parteitag der KPdSU 1956 wurden im Ostblock eine Reihe marxistischer Glaubenssätze neu diskutiert, darunter die Entfremdung der Arbeit im Sozialismus und die hierarchische Organisation der Entscheidungen. C. P. Ludz sprach von „institutionalisiertem Revisionismus“, der Reformen der Planwirtschaft anstrebte. Die „Wissenschaftlich-technische Revolution“, von John Desmond Bernal 1956 erstmals benannt, wurde in der DDR der 1960er Jahre zu einem zentralen ideologischen Begriff; sie versprach, den Rückstand der sozialistischen Volkswirtschaften aufzuholen. In diesem Kontext konnte die Kybernetik zu einer Leitidee der Planwirtschaft werden: Ganze Industrien, am Ende der gesamte Staat, sollten als System selbststeuernder Regelkreise funktionieren. Dann könnte man unerschöpfliche, „technisch entfremdete“ Arbeit (die es auch im Sozialismus noch gebe) automatisieren, meinte z. B. der Philosoph Georg Klaus – und so das Marx'sche „Reich der Freiheit“ verwirklichen, in dem ein jeder „morgens jagen, nachmittags fischen, abends Viehzucht treiben, nach dem Essen kritisieren könne“ (was die Arbeit fast wie ein fürstliches Vergnügen beschreibt).

Erst nach gut 100 Seiten Propädeutik kommt Sukrow zu seinen Kernthemen, den Beispielen des Utopischen in den visuellen Künsten; er beginnt mit Wandgemälden Josep Renaus in Halle-Neustadt (teilweise zerstört). Renau war in Mexiko als Werbegrafiker wie als Künstler erfolgreich, bevor er in die DDR übersiedelte. Auch hier konnte er einige monumentale Wandgemälde realisieren. Sukrow stellt ausführlich die Arbeitsprozesse von Renau und seinem Team dar. Er erklärt die Bildkompositionen u. a. aus kinematographischen Überlegungen, was bei Hochformaten schwierig sein kann; die „Einbeziehung eines Planimeters“ (183) ist jedenfalls kein Beleg (man benutzt es für Massenauszüge unregelmäßiger Flächen).

Ein Schlüsselwerk in diesem Zusammenhang ist das Bild *Der zukünftige Arbeiter im Sozialismus* von 1969 (Abb. 2). Es sollte die Eingangshalle der

AMLO beherrschen – warum es letztlich nicht ausgeführt wurde, kann man aus Sukrows Chronologie erahnen. Das auf 4 x 8 m angelegte Gemälde zeigt die „Antizipation eines neuen sozialistischen Menschen“ (123) und steht im Kontext der Entfremdungsdebatte. Über einem Atommodell und unter dem gestirnten Himmel sitzt der „Arbeiter“. Mit der Linken bedient er einen Maschinenhebel, die Rechte hält einen Zirkel, der Kopf ist über den Polyeder aus Dürers „Melencholia I“ gebeugt. Dieser trägt jetzt Einsteins Weltformel, womit Renau eine alte kunsthistorische Diskussion berührt (vgl. zuletzt Martin Büchsel in: *Kunstchronik* 71/11, 2018, 553ff.). Für ein Foto seines Ateliers hatte er Dürers Stich als Auftakt zu Studien für den „Arbeiter“ arrangiert. Ohne auf dieses Motiv einzugehen, entwickelt Sukrow seine Erzählung aus einer zufälligen Begegnung von Bildern Dürers und Renaus in einem Bücherregal und spekuliert über „Kontinuitäten“ zwischen beiden im Kontext des Dürerjahren 1971 und „Dürers Menschenbild in der DDR“ (113ff.).

### SCHÖNER WOHNEN MIT JOSEF KAISER

Mit dem Ende der Stalin-Ära musste das „utopische“ Jahrzehnt auch in der Architektur neue Grenzen ausloten. Dies zeigt Sukrow am Beispiel des Wohnens mit den vielgebrauchten Epitheta „zukünftig“ und „sozialistisch“ und stellt es am Werk des Architekten Josef Kaiser (1910–1991) dar, über den er eine kleine Monographie in das Buch einfügt. Kaisers Karriere hatte bei der Deutschen Arbeitsfront begonnen, wo er mit Typisierung und Vorfertigung befasst war, und führte ihn in der DDR in eine Meisterwerkstatt der Bauakademie, zum VEB Berlin-Projekt und am Ende auf eine Professur in Weimar. Mit Beiträgen zum 2. Bauabschnitt der Stalinallee und dem Entwurf des Außenministeriums gehörte er zu den profiliertesten Architekten der DDR. Aus seinem Nachlass referiert Sukrow ausführlich meist unveröffentlichtes Material (Vorträge bei Tagungen und am Weiterbildungsinstitut der HAB Weimar). Kaiser kritisierte, auch anhand eigener Bauten, Mängel in der Architektur der DDR, die er auf unzureichende Baumaterialien und Arbeitsweisen zurückführ-

te, vor allem aber darauf, dass die Architekten die Verantwortung an Ingenieure und Ökonomen verloren.

Sukrow geht von einer kohärenten „Architekturtheorie“ (das Wort hat keinen Markenschutz) Kaisers aus. Man findet aber lediglich eine individuelle Mischung aus bekannten Versatzstücken; neue Ansätze, etwa zur Verwissenschaftlichung von Erkenntnis und Entwurf, fehlen. Nach einem provozierenden Bekenntnis zum Idealismus „Kunstwerk vor Nutzwerk“ folgt eine zeitgemäße Reformulierung der Vitruv'schen Trias: Funktion, Konstruktion und „Inhalt“, was Ästhetik und Semantik meint. Schönheit gründe in (gefühlten, nicht gerechneten) Proportionen, den Grundlagen eines allgemeinen „Gestaltungsgesetzes“ der Architektur, das bei der Industrialisierung des Bauens verloren gegangen sei. 1967 wurde Kaiser vom Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) in eine Prognose-Gruppe zum zukünftigen Wohnen eingeladen. Dafür arbeitete er Skizzen zu einem „Großhügelhaus“ (GHH) mit 33 Stockwerken für ca. 22.000 Einwohner (Abb. 3) als neuen städtischen Typ aus, den er im Herbst 1967 in der Deutschen Bauakademie (DBA) zur Diskussion stellte – und prompt auf Ablehnung stieß. Auch der FDGB gab das Projekt bald auf, aber Kaiser versuchte publizistisch und in seinen Weimarer Vorlesungen weiter dafür zu werben. Das GHH reiht sich ein in zeitgenössische Großprojekte in Ost und West, von denen nur die kleinsten Beispiele realisiert wurden. Wichtig war dabei auch die Überlagerung verschiedener Funktionen, wie man das etwa beim Zentrum von Cumbernauld in Schottland (1963–67) oder der geplanten Großwohneinheit für Rostock-Evershagen für 3.500 Einwohner von Peter Baumbach (1969) sieht.

Drei solcher Großstrukturen sollten bei Kaiser Wohnungen und Arbeitsplätze für die ganze Stadt aufnehmen, Industrie und Gewerbe im Inneren der „Großhügel“ Platz finden, was doch sehr fraglich ist. Die neue Stadt liegt an einem Fluss mit einem Badestrand. Peter Urbachs Visualisierung erinnert eher an Orte des Massentourismus, nicht an Otto Kohtz' großstädtische Hochhausvisionen, die Sukrow hartnäckig anführt. Dazu skizzierte Kaiser

ein Zentrum „als Stadt der Begegnung“, das urbane Funktionen auf dichtestem Raum konzentriert und sie durch Malls verbindet – keine „Megastruktur“, sondern etwas wie die suburbanen Einkaufszentren in den USA. Eine Beziehung zwischen Stadtzentrum und Wohnhügel bestand nicht.

### **STANDARDISIERTE MASSENPRODUKTION VON WOHNUNGSTYPEN**

Die Wohnungstypen der DBA gaben Kaiser den Rahmen vor – sowohl beim traditionellen Familienbild, als auch in den beengten Abmessungen. Zudem können im GHH die Wohnungen nur einseitig belichtet werden. Eine Herleitung dieser Grundrisse von den Case Study Houses oder gar von Mies van der Rohe oder Richard Neutra, wie Sukrow insinuiert, ist bei genauerem Hinsehen zu verneinen. Die von Kaiser besonders betonte tiefe Loggia, notwendig für die Belichtung der Dunkelzone, könnte von Landhäusern Marcel Breuers oder Philip Johnsons um 1950 angeregt sein, ist aber weit von deren Großzügigkeit entfernt. Die Einraumwohnung auf Abb. 96 schließlich ist das Standardappartement in Kaisers Hochhaus in der Schillingstraße, dem Prototyp des häufig gebauten WHH 17: Die vermeintliche Utopie ist ein industrielles Massenprodukt (vgl. Gisela Raap, Die 15- und 17geschossigen Hochhäuser in Dresden, in: *Typisch. Zeitzeugnisse*, Heft 4, hg. vom Sächsischen Archiv für Architektur und Ingenieurbau, Dresden 2008). Kaiser bezieht sich auf die Produktionslinien der Großtafelbauweise, gibt aber deren wichtigsten Vorzug auf: die vertikale Lastabtragung. Die Wohnungen lasten mit einer Spannweite von 8,40 m auf dem schrägen Tragsystem; wer eine Vorstellung von der Materialknappheit im DDR-Wohnungsbau hat, muss das GHH zumindest beim Bedarf an Baustahl in den Bereich des Utopischen verweisen. Vielleicht hat Dieter Urbach deshalb in seinen Visualisierungen eine vertikale Variante entwickelt.

Neben Exkursen zu theoretischen Arbeiten von Bruno Flierl und Silvio Macetti (der Exiliraner Nouredin Kianouri) präsentiert Sukrow auch einige Ergebnisse eines Wettbewerbs für ein „Haus der Zukunft“, den die FDJ 1961 unter Studenten

ausgeschrieben hatte. Am Beginn der industriellen Großtafel-Bauweise ging es darum, die Variationsmöglichkeiten dieser Technologie auszutesten. So standen vor allem Erschließung und Raumaufteilung im Vordergrund. Entsprechend der Tradition des „neuen Bauens“ war die ergonomische Gestaltung und Einbindung der Küche ein wichtiges Kriterium. Eine kritische Analyse der Grundrisse interessiert Sukrow weniger. Als Referenz zieht er einen jüngeren Sammelband heran, der Wohnen als Mittel sozialer Distinktion und normativer Regelung diskutiert (Irene Nierhaus/Andreas Nierhaus [Hg.], *Wohnen zeigen*, Bielefeld 2014). Das könnte mit Blick auf eine sozialistische Gesellschaft und ihre zentral geplante Möbelproduktion spannend werden; soweit kommen die zitierten Beiträge aber nicht. Beim Thema „Wohnen als Mittel des Kalten Krieges“ wird meist übersehen, dass es auch hier keine konsistente Theorie eines sozialistischen Realismus gab, sondern ein Werben um das Bürgertum. Die Geschmacksübungen – dezenter Traditionalismus, Spott über Neobarock und Avantgardismus – gleichen sich bei der Deutschen Bauakademie (Ost) und Wohnungsratgebern (West) auffallend (vgl. z. B. Heinrich und Marga Lützeler, *Unser Heim*, Bonn 1950). Die Produktion „moderner“ Einrichtungslinien in der DDR erfolgte dann aus den Vorgaben der industriellen Bauproduktion mit zentral ermittelten Wohnungstypen.

### DIE AKADEMIE FÜR MARXISTISCH-LENINISTISCHE ORGANISATIONSWISSENSCHAFTEN ALS LEHRWERKSTATT

In Ulbrichts Reformpolitik war die umfassende Einführung der elektronischen Datenverarbeitung ein entscheidender Punkt. Sie sollte von einer Einrichtung aus gesteuert werden, die – anders als das GHH – in der Öffentlichkeit kaum bemerkt wurde: der kurzlebigen AMLO (1969–72). Die Teilnehmer waren leitende Kader, überwiegend Nomenklatur-Angehörige, die von ihren Betrieben und Einrichtungen delegiert wurden. Deshalb ist die AMLO auch kein *Signature Building* der DDR-Politik geworden; sie war nicht auf öffentliche Wirkung berechnet, und die Idee, sie solle durch

„Zeigen und Verbergen“ Besucher anlocken, geht an der Wirklichkeit des Delegierens vorbei – zumal in einem Objekt, das natürlich eine Dienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit beherbergte. Die Einrichtung war angelegt als Industrielehrrschau („IL 69“) mit einer Abfolge von Stationen, in denen multimedial alle Aspekte der EDV gezeigt und im *learning by doing* eingeübt wurden. Höhepunkt war ein Computer R 300 in Betrieb, durch eine Glaswand zu betrachten. Die Teilnehmer sollten den Parcours in 5 Tagen durchlaufen, ein Lernpensum absolvieren und gleich geprüft werden. Dieses Prestigeprojekt der Revisionisten, über dessen (mittlerweile zerstörtes) Gebäude bisher kaum etwas bekannt war (vgl. *Abb. 1*), ist die wichtigste Entdeckung von Sukrows Untersuchung. Aber es ist fraglich, ob seine Interpretation vollständig haltbar ist.

Es war der letzte Auftrag an Richard Paulick, der mit einem großen Projektierungsteam die Gebäude im Rekordtempo realisierte. Der Komplex war äußerlich wenig auffällig, ein schlichter Industriebau aus standardisierten Stahlskeletthalen, Typ Erfurt, von 48 x 54 Metern Größe mit einem Stützenraster von 12 x 18 m; Sukrows Behauptung, die Hallen seien „stützenfrei“ gewesen, werden durch die Abbildungen widerlegt. Eingangshalle und Verbindungsbauten mit komfortablen Ruheräumen waren durch farbige Fassadenelemente (von Willi Neubert) betont. Die Innenausstattung jedoch brachte die DDR an ihre Grenzen.

Sukrow nutzt „exhibition studies“ für Analogieschlüsse zu den Installationen der IL 69 bzw. AMLO. Er bringt lange Ketten wörtlicher Zitate aus der jüngeren Forschung, vor allem aus dem Aufsatz von Thomas Großbölting „Die Ordnung der Wirtschaft. Kulturelle Repräsentation in den deutschen Industrie- und Gewerbeausstellungen des 19. Jahrhunderts“ (in: Hartmut Berghoff/Jakob Vogel [Hg.], *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels*, Frankfurt a. M./New York 2004, 377–403). Es handelt sich aber ausschließlich um Literatur zu gro-



ßen Publikumsausstellungen des 19. Jahrhunderts – einer Ära, die (wie Großbölting zeigt) um 1910 beendet war und von Verkaufs- und Spezialistennormen abgelöst wurde. Jenseits der wirtschaftlichen Bedeutung spielten die großen Publikumsausstellungen noch einmal eine Rolle in den Systemkonkurrenzen, beginnend in der jungen Sowjetunion, aber auch in den faschistischen wie den demokratischen Staaten. Die Ausstellungen in der DDR hatten (außer in Leipzig) keine kommerzielle Bedeutung, sondern waren Kulminationen der Produktionspropaganda, wobei auch Technologie und betriebliche Neuerungen popularisiert wurden: Diese Erfahrungen konnten für die AMLO genutzt werden.

Anders als bei den Publikumsmessen konnten sich hier keine Besucher frei bewegen; sie wurden von Station zu Station geführt. Deshalb sind auch Parallelen zu den Hagenbeck'schen Tier- und Völkerschauen wenig erhellend – die AMLO ist eher als eine Lehrwerkstatt zu verstehen. Die Inhalte der Lehrgänge sollten regelmäßig aktualisiert werden. Es ist aber unzutreffend, von einer „lernfähigen Ausstellung“ zu sprechen – eben daraus will Sukrow seine Interpretation der AMLO als „gebauter Kybernetik“ entwickeln, ohne funktionale Zusammenhänge (z. B. Regelkreis mit Steuerung, Regelungsverhalten, Entscheidungsfindung) zu benennen. Weiterhin war es das Personal, die Wandtafeln, Medien und Vorträge aktualisierte. So war die AMLO nicht kybernetischer als mein alter Hörsaal in der Verkehrshochschule.

### **Gebaute Kybernetik?**

Le Corbusier hatte von der „Wohnmaschine“ gesprochen – aber seine Häuser waren kein „gebautes Maschinenwesen“. Mit Kybernetik befasste sich Merle Zieglers Dissertation *Kybernetisch regieren. Architektur des Bonner Bundeskanzleramtes 1969–1976* (Düsseldorf 2017). Dabei zeigte sie auf, wie eine organisationskybernetische Vorbereitungsgruppe nach Operation-Research-Erkenntnissen ein vernetztes Raumprogramm für effizientes Handeln erstellte – was den Grundriss, aber nicht die architektonische Gestaltung bestimmt. Sukrow spricht von „gebauter Kyberne-

tik“, ohne darzulegen, was er damit meint – die AMLO als Institution, die typisierte Industriearchitektur oder die Stationen der Ausstellung, ob er sich auf Aussehen, Grundriss oder Ausstattung, auf eine pragmatische, symbolische oder ikonische Relation bezieht.

Stefanie Lieb stöhnte vor einigen Jahren, das Wort „Kybernetik“ werde „inzwischen von den Medien- und Kulturwissenschaften fast inflationär vereinnahmt“ (in: *sehpunkte* 11/5, 2011, 15.5.2011). Es droht zu einem weiteren Synonym im semantischen Feld von Allerweltsworten wie „futuristisch“, „visionär“ oder „utopisch“ zu werden, so dass die ursprüngliche Bedeutung ebenso schwindet wie das Verstehen eines Regelkreises. Sukrows Untersuchung geht sehr in die (methodische) Breite, manchmal zu Lasten der Tiefe, und verläuft sich gelegentlich in Seitengassen. Auch hätte man dem Buch ein sorgfältigeres Lektorat gewünscht – nicht nur, um einige verstümmelte Sätze zu korrigieren, Fußnoten zu überprüfen und die einzelnen Teile abzugleichen, sondern auch, um doppelte, falsche oder nichtssagende Abbildungen einzusparen.

Joachim Palutzki hat die *Architektur in der DDR* von der politischen Entscheidungsebene her entwickelt, Tobias Zervosen sich mit der Stimmungslage in der Graubrotzone des Wohnungsbaus befasst – in der „Galerie“, wie es bei einem Londoner Büro heißt (*Architekten in der DDR*, vgl. meine Rez. in: *Kunstchronik* 70/11, 2017, 589ff.). Dazu bietet Oliver Sukrow das Gegenbild, das also auch Teil der Berufswirklichkeit in der DDR war: die Arbeit auf dem Sonnendeck (die Kommandobrücke blieb anderen vorbehalten) an den Höhenflügen der Zukunftserwartungen, die keine „Utopien“, aber wenigstens „utopische“ Visionen hervorbringen konnten.

---

**PROF. DR. VALENTIN HAMMERSCHMIDT**  
Argelderstr. 7, 53113 Bonn,  
[hammerschmidt.valentin@gmail.com](mailto:hammerschmidt.valentin@gmail.com)